

MARIA WIDL

Lebendige Gemeinden wachsen

Aus der Not der Kirchenentwicklung die Tugend der Mission machen

Die Autorin gibt eine Einführung und kritische Analyse des von dem lutherischen Theologen Christian A. Schwarz entwickelten Modells der „Natürlichen Gemeindeentwicklung“. Schwarz stellt in seinem Konzept die Beobachtung in den Mittelpunkt, dass alles Lebendige auf Wachstum angelegt ist und demnach auch lebendige Gemeinden wachsen. – Dr. Maria Widl (geb. 1957) ist Professorin für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt. Seit 1985 gestaltete sie unzählige Veranstaltungen der kirchlichen Erwachsenenbildung, Aus- und Fortbildung für Kleriker, Ordensleute und Laien in Österreich und Deutschland. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen bei den Themen Säkularität und Mission, Christentum und Esoterik, Postmoderne und Religiosität, Kirchen- und Gemeindeentwicklung, Sozialpastoral, Movimenti und der Priester- und Laienbildung. Veröffentlichungen u. a.: *Sehnsuchtsreligion. Neue Religiöse Kulturformen als Herausforderung für die Praxis der Kirchen* (Frankfurt a. M. u.a. 1994); *Die Sozialpastoral – ein neues Paradigma. Darstellung und transversale Einschätzung aus der Perspektive einer „Pastoralen Weltentheologie“* (Würzburg 1998); (als Hg. zus. m. Andrea Schulte), *Folge dem Stern! Missionarische Projekte am Weihnachtsmarkt* (Würzburg 2009).

Seit dem Konzil und der Würzburger Synode geht der Großteil kirchlicher Kraft in die Entwicklung der Gemeinden. „Von der versorgten zur selbst sorgenden Gemeinde“ war jene Devise, die zahlreiche diözesane Konzepte der Gemeindeentwicklung und Gemeindeberatung hervorgebracht und einen Boom der Gemeindeidee im katholischen Raum ausgelöst hat. Ihre Inspiration fanden diese neuen Pfarrgemeinden in der Münchner Integrierten Gemeinde einerseits, in den lateinamerikanischen Basisgemeinden und der Befreiungstheologie andererseits. Inmitten der volkskirchlich ererbten Pfarrestrukturen wuchsen Gruppen und Gremien der laiengestützten Mit- und Eigenverantwortung, zum Teil mit deutlich basisgemeindlicher Prägung. Durch dieses Engagement machte sich ein Großteil der Konzilsgeneration den Volk-Gottes-Gedanken zu eigen und lernte sich mit Kirche zu identifizieren: Man ging nicht mehr nur zur Kirche, man war selbst die Kirche. Deutlich gestützt wurde diese Entwicklung durch jene geistlichen Bewegungen, die das Konzil spirituell vorbereiteten und seine Generation prägten: die liturgische und die Bibelbewegung, die katholische Arbeiterjugend, Neuland und Quickborn, Cursillo und Fokolare und viele andere.

Communio überlagert Missio

Das Konzil hatte die Kirche in der Welt beschrieben, indem sie Sakrament, also Zeichen und Werkzeug des Heiles Gottes ist. Dieses In-der-Welt-Sein wurde in den Verbänden der Katholischen Aktion realisiert. Zugleich sollten

die Gemeinden zu leuchtenden Zeichen des Glaubens, zur Stadt auf dem Berg werden. So wollte man mit der Würzburger Synode „Rechenschaft geben über die Hoffnung“, aus der man lebt. Der Missionsgedanke schien angesichts des modernen Toleranzpostulats obsolet. An seiner Stelle galt es auf der einen Seite „auskunftsfähig zu sein über die Hoffnung, die uns trägt, wenn man uns fragt“ und auf der anderen Seite „so zu leben, dass man uns fragt“ – allerdings kam keiner, um zu fragen. Grundsätzlicher formuliert: Die *Communio*-Theologie sog den *Missio*-Gedanken auf, die Sammlung wurde zum Inbegriff der Sendung.¹ Parallel wurde das sozial-karitative Engagement professionalisiert und im Caritas-Verband institutionell so ausgelagert, dass die Verbindung zur Gemeinde größtenteils verloren ging. Das zahlreiche Ehrenamt schlägt zwar bis heute eine Brücke; es ist jedoch auch durch die Einrichtung des Ständigen Diakonats nicht geglückt, es in den Gemeindebereich belebend rückzubinden.

Die Erfolgsgeschichte der konziliaren Gemeindeentwicklung ist zugleich der Grund ihres Niedergangs: Die Konzils-Generation hat sich einen so maßgeschneiderten Ort ihres Glaubens- und Kirchenverständnisses geschaffen, dass er für andere nicht passt: weder für die meisten getauften Nicht-Kirchgänger, noch für die eigenen Kinder. Die „Tradierungskrise des Glaubens“, seit den 1970er Jahren debattiert, kann durch die Konzils-Gemeinde nicht maßgeblich beeinflusst werden. Als in den 90ern eine kirchenpolitisch beförderte Restauration einsetzt, kippt die Stimmung in die Depression, es werden „winterliche“ Verhältnisse konstatiert. Die Kirchen und die Kassen leeren sich merklich, einige Diözesen stehen vor dem finanziellen Ruin, der Priesternachwuchs fehlt. Überall werden Strukturreformen als Rationalisierungsmaßnahmen vorangetrieben, zum Teil verbunden mit massiven Entlassungen hauptamtlicher Laien, überall mit Umformung der Pfarrenlandschaft in größere Einheiten.

Am Ende dieses Prozesses steht die Frage, wie man in den größeren pastoralen Räumen gedeihlich agieren kann, ob darin nicht sogar eine pastorale Chance liegt, ob man nicht aus der Not doch noch eine Tugend machen kann.

Aus der Not eine Tugend machen

Inmitten dieser Umbrüche, die durch den Niedergang der Volks- wie der Gemeindekirche markiert sind, taucht der Missionsbegriff neu auf. Schon zehn Jahre nach dem Konzil hatte Papst Paul VI. dieses Thema in der bahnbrechenden Enzyklika „*Evangelii nuntiandi*“ (EN) mit dem „Evangelisierungs“-Begriff neu gefasst. Hierzulande blieb er weitgehend unbeachtet. Als Johannes Paul II. ihn dann als „Neuevangelisierung“ beschrieb, verfiel er dem Verdikt restaurativer Rückschrittlichkeit. Als die deutschen Bischöfe zur Jahrtausendwende anlässlich des 25-jährigen Jubiläums von EN ihr

¹ Vgl. *Faber, E. M.*, Kirche – Gottes Weg und die Träume der Menschen, Würzburg 1994; vgl. *Loffeld, J.*, Das andere Volk Gottes. Ein transversaler Diskurs zwischen Gemeinde- und postmoderner Volkskirche, Dissertation Erfurt 2010.

Schreiben „Zeit zur Aussaat – Missionarisch Kirche sein“ verfassen, findet zumindest der ihm angefügte Brief Bischof Wankes weitergehende Beachtung. Nicht das Bild vom Sämann oder das päpstliche Bild der Menschenfischer seiner Evangelisierungsinitiativen zum Millennium – das Bild vom Gastmahl, zu dem wir alle geladen sind, regt hier an, weil es sich in den verbreiteten Gemeindegedanken weit besser einpasst. Mit der *Quaestiones Disputate*-Schrift „Deutschland – Missionsland“² ist schließlich die Debatte auch wissenschaftlich eröffnet, wie denn heute Mission angemessen zu verstehen sei.

Ob und wie man sie auch praktisch angehen kann, bleibt die große Frage. Die diakonal-liturgisch genialen Initiativen des Erfurter Weihbischofs Reinhard Hauke finden weiträumig Beachtung und vereinzelt Nachahmer, bleiben aber singulär. Etliche Diözesen und ihre Fortbildungseinrichtungen widmen sich den Milieustudien des Sinus-Instituts und erhoffen sich davon Impulse für das missionarische Zugehen auf all jene Milieus, die die Kirche gegenwärtig kaum erreicht – und das sind vor allem die jungen und die weniger gebildeten Schichten. Bei all der Notwendigkeit, die man sieht, bleibt unterm Strich jedoch meist der Tenor: „Was sollen wir denn noch alles tun?“ Die großen Seelsorgsverbände fordern von denen, die noch nach vorwärts agieren können (bei einem Durchschnittsalter deutscher Pfarrer von 60 Jahren ohnedies eine beachtliche Leistung), alle Kräfte und einen völlig neuen Arbeitsvollzug und -stil dazu auch. Darüber hinaus noch auf neue Leute zugehen, andere Milieus ansprechen, mehr inmitten der Kultur agieren – praktisch undenkbar.

Nun ist der Missionsgedanke theologisch wegen der Balance von Sammlung und Sendung und gesellschaftlich wegen der unverzichtbaren Kulturleistung der Kirchen inmitten durchgesetzter Säkularität nicht weiterhin dispensierbar. Praktisch umsetzbar ist er unter den gegebenen Bedingungen auf zwei Wegen: durch die Gründung neuer christlicher Gemeinschaften und Gruppen, die im Eifer des Anfangs und durch ihre zeitangemessene spirituelle Gestalt nach außen sehr anziehend wirken, und durch Erneuerungsimpulse in die bestehenden Gemeinden hinein. Denn was lebendig ist, wächst auch.

Lebendige Gemeinden wachsen

Einen sehr interessanten Ansatz zum Gemeindegewachstum hat der lutherische Theologe Christian A. Schwarz³ vorgelegt: Nach seinen Studien ist wissenschaftlich präzise definierbar, unter welchen Voraussetzungen Gemeinden wachsen. Sein *Institut für Natürliche Gemeindeentwicklung* (NGE) bietet dazu ein weltweit und quer durch die christlichen Kirchen entwickeltes

² Sellmann, M. (Hg.), *Deutschland – Missionsland. Zur Überwindung eines pastoralen Tabus* (QD 206), Freiburg i. Br. / Basel / Wien 2004.

³ Schwarz, C. A., *Die natürliche Gemeindeentwicklung nach den Prinzipien, die Gott selbst in seine Schöpfung gelegt hat*, Emmersbüll / Wuppertal 2000. Darauf aufbauend etliche andere Bücher und Materialien; sehr informativ die Homepage: www.nge-deutschland.de

Analyse-Instrumentarium und eine Fülle an Arbeitsmaterialien. Auch im katholischen Bereich gibt es viele gute Erfahrungen und eine beachtliche Verbreitung, die sich auch auf das Qualitätsmanagement von Organisationen erstreckt.⁴

Schwarz gründete 1989 sein Institut zu den Zwecken der Gemeindeaufbauforschung sowie der methodischen Unterstützung von Gemeinden durch Arbeitsmittel und Coaching. Es sollte mit sozialwissenschaftlichen Methoden das quantitative Wachstum oder die Schrumpfungsprozesse christlicher Gemeinden darstellen. Die empirische Untersuchung⁵ mittels eines 70 Items umfassenden Fragebogens bei 1188 christlichen Gemeinden aller Denominationen aus 32 Nationen hat gezeigt, dass die Qualität der Gemeinden unmittelbar an ihr quantitatives Wachstum gebunden ist: „Da es bisher nicht möglich war, Qualität auch nur ansatzweise zu messen, konnte sich jede Gemeinde, die kein Wachstum erlebte, selbstbewußt auf ihre (angeblich) so hohe Qualität berufen, die doch viel wichtiger sei. Das ist jetzt aber nicht mehr möglich. Im Lichte unserer Forschungen läßt sich vielmehr sagen: Ausbleibendes quantitatives Wachstum deutet in aller Regel auf qualitative Probleme hin. Ab einem bestimmten qualitativen Niveau gibt es keine stagnierenden und schrumpfenden Gemeinden mehr!“⁶

Acht Qualitätskriterien sind dafür ausschlaggebend:

- bevollmächtigende Leitung
- gabenorientierte Mitarbeiterschaft
- leidenschaftliche Spiritualität
- zweckmäßige Strukturen
- inspirierende Gottesdienste
- ganzheitliche Kleingruppen
- bedürfnisorientierte Evangelisation
- liebevolle Beziehungen.

Dabei ist wichtig zu beachten, welche *Bereiche* entscheidend sind und an welchen *Eigenschaften* sich die Qualität dieser Bereiche bemisst. Für die fördernde Arbeit mit den Gemeinden hat das Institut eine Palette von zum Teil exzellenten, didaktisch und optisch auch sehr schön gemachten Arbeitsmaterialien entwickelt. Dabei werden die Stärken der Gemeinden genutzt, um an den Schwächen zu *arbeiten*. Der Versuch hingegen, mit den Stärken die Schwächen zu *überspielen*, ist nicht Erfolg versprechend.

Widerstände und Hindernisse

Angesichts der gegenwärtigen Kirchenkrise im säkularen Mitteleuropa müsste man eigentlich eine riesengroße Begeisterung für solch eine Konzeption erwarten. Davon kann jedoch nicht die Rede sein. Woran mag das lie-

⁴ Vgl. dazu die Dissertation von Stephan Wesely, Dialogisch orientiertes Organisches Qualitätsmanagement (OQM) als Erfolgsinstrument für Organisationen im religiösen und säkularen Kontext; unfertiges Manuskript.

⁵ Schwarz, C. A./ Schalk, C. Die Praxis der Natürlichen Gemeindeentwicklung, Emmelsbüll 1997.

⁶ Schwarz, C. A., Natürliche Gemeindeentwicklung, 43.

gen? Nüchtern betrachtet gibt es viele Bedenken, die sich nicht gegen das Konzept an sich, sondern bedingt durch die kirchliche Realität melden. Sie treten umso schärfer zu Tage, als man nicht mehr sagen kann, man wüsste eben nicht, was zu tun sei. Solche Widerstände als gegebene Realität mit zu bedenken erweist sich als pastoraltheologisch unverzichtbar; als da wären:

Gemeinden haben Angst davor zu wachsen.

Diese Angst hat mehrere durchaus berechtigte Seiten:

- Zuerst die Angst vor Veränderung generell: Jede Veränderung bringt Unruhe, stört die gewohnte Atmosphäre, in der es sich die Anwesenden wohlig gemacht haben, bringt im besten Fall neue Menschen mit anderen Vorstellungen dazu, mit denen man sich erst mühsam auseinander- und zusammensetzen müsste.
- Dann die Angst vor dem Erwartungsdruck: Wer ein neues Konzept angeht, will damit auch erfolgreich sein. Das bedeutet zusätzliches Engagement, Kraft und Zeitaufwand. Die in den Gemeinden Engagierten sind großteils Personen, die auch sonst im Leben viel Verantwortung tragen und viel leisten. Sie wollen sich in der spärlichen Freizeit vor allem erholen. Und wenn dann die kirchliche Gemeinde Teil dieser erholsamen Freizeitgestaltung ist, kann und will man meist darin nicht mehr als bisher investieren.
- Schließlich die Angst vor der Spaltung: Wenn eine Gemeinde sich auf einen neuen Weg einlässt, wird es immer solche geben, die engagiert vorgehen, solche, die abwarten, was geschieht, solche, die sich als Bedenkenträger profilieren, und solche, die das zum Anlass nehmen werden, um sich ganz zu verabschieden. Damit zerfällt die bisher in irgendeiner Form einmütige Gemeinde (wem das Gebotene nicht passt, der ist schon lange nicht mehr da) in mehrere Gruppen, die letztlich getrennte Wege gehen oder wegbleiben könnten. Und unter den Dabeigeblienen gäbe es geraume Zeit einen Machtkampf über das Ob und Wie wünschenswerter und zumutbarer Veränderungen.

Pfarrer sehen sich überfordert.

Diese Überforderung hat ebenfalls mehrere gute Gründe:

- Überforderung wegen Arbeitsüberlastung: Die Logik der späten Moderne hat inzwischen auch den diözesankirchlichen Bereich fest im Griff: Wer nicht bereit oder fähig ist, permanent 150% zu leisten, gilt als wenig motiviert und tüchtig. Wer engagiert ist, muss sich weit mehr zumuten, als ein Mensch dauerhaft leisten kann. Da dafür wegen der Überalterung des Klerus nur wenige überhaupt in Frage kommen, sind diese durch die größeren pastoralen Räume und die damit verbundenen Strukturmaßnahmen und massiven Unstimmigkeiten mehr als gefordert und sehen für sich keinerlei Spielräume, noch etwas Zusätzliches anzugehen.
- Überforderung durch mangelnde Ausbildung: Die Priesterausbildung war früher aus gutem Grund und ist heute trotz neuer Herausforderungen im Wesentlichen auf zwei Bereiche konzentriert: die Theologie und

die Seelsorge. Schon in diesen Bereichen reicht die Fortbildung in der Regel nicht aus, um sich den zeitbedingten Veränderungen umfassend gewachsen zu fühlen. Die Leitung einer Verwaltungseinheit wird in den Pfarrerkursen zwar gelernt; aber schon die Mitarbeiterauswahl und -führung, die Teamarbeit, die Rekrutierung und Begleitung von Ehrenamtlichen und die Gestaltung eines Sozialraumes mit unterschiedlichsten Gruppen und ihren divergenten Ansprüchen wird zu einer Herausforderung, der zu begegnen man nicht gelernt hat, in die man dank Begabung mehr oder weniger hineinwachsen muss. Eine grundlegende Umgestaltung und Neuausrichtung der Pfarrei, wie sie die Natürliche Gemeindeentwicklung (NGE) darstellt, bedarf darüber hinaus organisationsentwicklerischer Kompetenz, die durch die bereitgestellten Unterstützungsstrukturen der NGE nicht umfassend erwartet werden kann, dem Pfarrer aber in der Regel fehlt.

- Überforderung durch Einzelkämpferstatus: Geht ein Pfarrer für seinen Bereich die NGE an, steht er als Einzelkämpfer da. In Dekanat und Diözese wird man sein Engagement sicher neugierig beobachten, wird mit gutgemeinten Ratschlägen vielleicht nicht geizen, wird seinen möglichen Erfolgen wegen des Nachahmungsdrucks ambivalent gegenüberstehen und seine Misserfolge als erwartbar kommentieren. Jedenfalls ist es sozial wesentlich einfacher, sich nicht zu exponieren. Weil sich daher tendenziell eher Pfarrer mit spezieller Persönlichkeit zutrauen, etwas Neues anzugehen, wird dieses gern mit „schwierigen Personen“ konnotiert und schon von daher abgelehnt.

Ordensgemeinschaften und Verbänden geht die Luft aus.

Dafür sind mehrere Gründe ausschlaggebend:

- Viel zu wenig Nachwuchs: Was die Pfarreien in der „Tradierungskrise des Glaubens“ zu spüren bekommen, trifft die Ordensgemeinschaften und Verbände mindestens genauso: Es gibt kaum noch Junge. Auch hier liegt der Grund (neben den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen) vor allem darin, dass die Etablierten hervorragende moderne Strukturen, Stilformen und Spiritualitätsgestalten entwickelt haben, die für die zumeist postmodernen jungen Menschen einfach nicht passen. Da aber naturgemäß jede Generation das von ihr Geschaffene und Erreichte an die Nachfolgende weitergeben und darin unsterblich sein möchte, gibt es auch wenig Verständnis dafür, die Jungen ihren eigenen Weg suchen und entwickeln zu lassen. Dies müsste an der bisherigen Tradition entlang geschehen, was von deren Hütern die Bereitschaft und Fähigkeit voraussetzte, diese in ihrer Relevanz für das Heute neu zu betrachten und sich darin gemeinsam mit den Jungen dem Evangelium neu auszusetzen. Diese Hürde scheint großteils viel zu hoch.
- Die Last der Werke und Strukturen: Große (auch kirchliche) Organisationen haben einen umfassenden Verwaltungsapparat und eine ausdifferenzierte Struktur entwickelt, von deren Funktionieren das Ganze abhängt. Daher müssen die wenigen Jungen, die man gewinnen kann, zur Bedie-

nung und Erhaltung dieser Strukturen eingesetzt werden, damit nicht alles zusammenbricht. Das bindet deren Kräfte, lähmt die Fantasie und den Möglichkeitssinn und tötet das Interesse, an Alternativen zu arbeiten. Was bleibt, ist meist nur Manöverkritik ohne Perspektive.

- Das Gewicht professionellen Christseins: Alle, die in Bistümern, Pfarreien, Ordensgemeinschaften und Verbänden die Verantwortung für die Organisationsentwicklung haben und damit die NGE in Gang setzen könnten, sind professionelle Christen: ihr Selbstbild, ihre Außenwirkung, ihr Vorbildcharakter und ihre Aufgaben verlangen von ihnen, im Glauben fest zu stehen und ihn amtlich zu bezeugen. Oft bleibt jedoch im Druck des Alltagsgeschäfts wenig Zeit zur Pflege der eigenen Frömmigkeit über die kirchlichen Rituale hinaus. Dazu kommt, dass der erwartbare Wechsel der Glaubensgestalt im Laufe des Älterwerdens und der Lebenserfahrungen kaum gesichert begleitet wird. Sich auf NGE ernsthaft einzulassen würde bedeuten, auch den eigenen Glauben in die Waagschale zu werfen. Allzu viele wissen, dass sie das nicht riskieren möchten.

Massenhaft freie Kapazitäten bei den Mutlosen.

In unseren Kulturen hat sich inzwischen ein breites Segment von Menschen entwickelt, die nichts zu tun und keinen Plan fürs Leben haben. Im Sinne von Gottes Option für die Armen müsste sich gerade unter ihnen Kirche neu entwickeln. Auch das stößt auf erhebliche Probleme:

- Kirchliche Milieuverengung: Die in den letzten Jahren landauf landab breit diskutierte Sinus-Studie hat mehr als deutlich gemacht, was erfahrene Gemeinde-Aktive schon länger wussten: Wir sind schon lang nicht mehr, wie es die Gemeintheologie der 1970er Jahre formulierte, eine „Kirche für alle am Ort“. Erreicht werden primär die Mittelschicht sowie ältere Menschen. Weniger Gebildete scheitern bereits im Jugendalter an der für sie unerreichbaren Dialogkultur. Zudem gibt es kaum Mitmach-Aktivitäten, wo primär das handwerkliche Geschick gefragt ist. Die NGE würde daran kaum etwas ändern können.
- Notwendige sozialarbeiterische Kompetenzen: Eine NGE, die die unteren Schichten ansprechen könnte, müsste vor allem mit Rat und Tat zur alltäglichen Lebensbewältigung behilflich sein. Sie müsste das Evangelium hineinbuchstabieren in die ganz konkreten Lebensfragen, um Mut- und Perspektivenlosigkeit, mangelnde Kraft und Lust zu hochkonzentrierter Arbeit, das verlorene Selbstwertgefühl, den Konsumismus bei massivem Ressourcenmangel, den Umgang mit Wut und Aggression, den Rechtsradikalismus und die Gewaltkultur, die Kindererziehung bei eigener Ungebildetheit usw. überwinden zu helfen. Wie der Reichtum des geschenkten Lebens in materieller Armut gestaltbar ist, dazu hätte die christliche Tradition vieles anzubieten. Das Interesse dafür und die Kompetenzen dazu sind in der Bürgerlichkeit der Gemeinde weitgehend verloren gegangen.
- Diakonisches Helfersyndrom: Nun wird nirgendwo so viel für die Armen geleistet wie im Umfeld der Kirchen, sowohl professionell wie ehrenamtlich. Allerdings steht all diese Unterstützung unter dem Verdikt des Hel-

fersyndroms: Es sind die Starken, die den Schwachen beistehen. Und selbst dort, wo sich die Helfer ohnmächtig erfahren, müssen sie aus ihrer Sicht noch immer die Starken bleiben, um ihrer (semi-)professionellen Rolle gerecht zu werden. Die „Option für die Armen“ (wie sie die Befreiungstheologie und die Sozialpastoral entwickelten) und eine neue „Evangelisierung“ (so der Missionsbegriff seit EN 1975) verlangten aber, dass die Helfer sich in ihrer eigenen Schwachheit (die jeder Mensch irgendwo hat) gemeinsam mit den Mutlosen unter das Evangelium stellen. Aus beider Umkehr zum Herrn Jesus Christus, dessen Erlösung an uns schon begonnen hat, erwächst Kraft für die Mutlosen und Entlastung für die Helfer. Darin wird Kirche neu aufgebaut.

Erlöste Lebendigkeit

Was folgt aus all dem? Wir haben in der NGE ein wissenschaftlich präzises und theologisch stringentes Konzept der Gemeindeentwicklung und der Mission vor uns, das großteils nicht zur Anwendung kommt, weil Kraft und Perspektive dazu fehlen. Moralische Appelle, doch endlich zu tun, was nottut, sind das Letzte, wodurch sich moderne Menschen motiviert fühlen. Darauf vertrauen, dass Gott seine Sonne und seinen Regen über Gute und Böse, über Engagierte und Mutlose kommen lässt und daher auch die Kirche irgendwann einmal auf wundersame Weise wachsen wird, wenn wir nur irgendwie die Krise durchtauchen? Hoffen, dass die Not der Menschen irgendwann in ihrem Leben so groß wird, dass sie sich der Tugend kirchlichen Lebens erinnern? Wir könnten versuchen, die Schwarz'schen Kriterien für unseren postmodernen Glaubens- und Kirchenkontext nochmals in den Blick zu nehmen. Das könnte heißen:

- *Relevante Begegnung mit dem Evangelium:* Wo immer uns die Sachzwänge erdrücken und wir mit unserem Latein am Ende sind, können wir uns diese Erfahrung neu schenken lassen: Wir müssen uns nicht selbst erlösen, wir sind schon erlöst. Jedes Jahr im Advent üben wir uns aufs Neue in der Erwartung, dass das göttliche Licht uns besucht und bei uns Wohnung nimmt. Dazu müssen wir wie die Jungfrau Maria bereit sein, uns auf das Unerwartete einzulassen. Dann werden wir von Gott mit allem beschenkt, was nötig ist, um fruchtbar zu sein.
- *Der Beitrag der Charismen:* Gott schenkt seiner Kirche alles, was diese braucht. Sie wird aufgebaut aus den Menschen, die ihre Charismen entwickeln und darin ihrer Berufung folgen. Das kommt oft unerwartet und anders, als man möchte. Daher braucht es Kriterien der Unterscheidung der Geister, die da wären: Ein Charisma ist eine Begabung, die denjenigen, der sie hat, bei ihrer Ausgestaltung aufblühen und im Engagement begeistert über seine Grenzen gehen lässt. Darin ist er anziehend für andere, die sich an der Begabung erfreuen und davon inspiriert selbst aufatmen. So entsteht kirchliche Gemeinde je neu. Dem Begabten wird also seine Fähigkeit von den anderen, die sie erkennen, zugesagt; er maßt sie sich nicht selbst an. Indem er sie ausgestaltet, erkennt er den Weg, den er

von Gott her gehen soll, und erahnt die Fülle des Lebens, die ihm darin eröffnet wird. „Mein Joch drückt nicht, und meine Last ist leicht.“

- *Leitung als Episkopus und Pontifex*: Jede kirchliche Leitungsverantwortung leitet sich vom Bischofsamt ab. Dieses ist doppelt bestimmt: Als Episkopus achtet der Leiter darauf, dass sich alle Charismen entwickeln können und gefördert werden und niemand dafür ausgegrenzt wird, weil sein Beitrag unerwartet oder ungewöhnlich ist. Er achtet zugleich darauf, die Charismen von den Selbstinszenierungen zu scheiden. Er ermutigt Menschen, sich auf die Wahrheit ihres Lebens einzulassen und sich von den Selbsttäuschungen zu verabschieden. Er verpflichtet jede Gemeinde, die sich dergestalt bildet, sich in das Ganze einzufügen, ohne sie jedoch so zu beschneiden, dass ihr Glanz brechen würde. Nach Schwarz hat etwa jeder Zehnte das Charisma der Leitung.
- *Ein Klima des Vertrauens und Zutrauens*: Sich entfalten, aufblühen und wachsen können Menschen jeden Alters in ihren Charismen nur, wenn man ihnen Vertrauen entgegenbringt und ihnen auch etwas zutraut. Sich an den Begabungen der anderen zu freuen und daran, dass man selbst in seinem Eigenen und seinen Stärken und Leistungen von den anderen angesehen und gewürdigt wird, schafft jene angenehme Atmosphäre, in der es sich gut leben lässt. Sie ist die Voraussetzung dafür, dass man sich auch einmal in seinen Schwächen zeigen darf. Und das wiederum ist jenes Klima, in dem auch die Schwachen, Perspektivenlosen und wenig Begabten Mut, Zuversicht und Freude finden.
- *Kleingruppen, wo das ganze Leben spielt*: Wo Menschen in ihren Stärken und mit ihren Schwächen, in ihrer Blüte und in ihrer Not angenommen sind, lernen sie, zu ihrer Wahrheit zu stehen, statt nur die Fassade zu pflegen. Damit können aber alle Themen ins christliche Licht gehoben werden, die die Geschöpflichkeit des Menschen ausmachen. Jene Bereiche werden der Evangelisierung wert, die gegenwärtig bestenfalls in der „Esoterik“ als spirituell relevant angesehen werden: Wie lebt, wohnt, isst, arbeitet ein spiritueller Mensch? Mit welchen theologischen Argumenten begegnen wir der Welt der Technik, der Medien, der Kunst, der Wissenschaft, des Geldes ganz alltäglich-praktisch? Was für ein Lebensstil ist einem Christen in der Postmoderne angemessen und warum? Welche Relevanz hat unser Glaube an den dreifaltigen Gott für unsere ganz konkrete alltägliche Lebensführung?
- *Frömmigkeit zwischen stillem Geheimnis und sprühender Begeisterung*: Wenn das ganze Leben in all seinen großen und vor allem kleinen Fragen wieder zum glaubensrelevanten Thema werden kann, entsteht eine neue Form von Volksfrömmigkeit, die der heutigen Kultur angemessen ist. Sie wird gerade auch für jene relevant, die die Gesellschaft an den Rand gespült hat, macht aber auch vor den Fragen der Chefetagen und des Geldadels nicht halt. Das macht den Glauben lebendig, angriffig und konfliktiv nach innen und außen; aber auch ehrfürchtig, staunend, bescheiden und ergrif-

fen. Dass er müde, langweilig, verstaubt und versteinert sei, könnte man ihm nicht mehr nachsagen.

- *Ein angeregtes liturgisches Leben:* Wo das ganze Leben im Glauben spielt, verlangt es nach der Feier der Erlösung, nach Gotteslob und Gottesdienst. Dieser wird in seiner Vollform der eucharistischen Vergegenwärtigung des innersten Glaubensgeheimnisses neu gesucht. Er wird aber genauso in allen Gestalten der Liturgie gepflegt, die der je konkreten Gemeinde zugänglich sind. Daraus erwächst – wie die neuen geistlichen Bewegungen mehr als deutlich machen – eine neue Freude am Priestertum und am Priestersein, die mit zahlenmäßig mehr als ausreichenden Berufungen einhergeht. Diese müssen nicht in jede Gemeinde passen; würden sie aber in keine außer die eigene Bewegung münden können, wäre deren katholisches Profil zu problematisieren.
- *Zweckmäßige Strukturen:* Gemeinden, die in dieser Art lebendig werden und sind, schaffen sich im Werden und Entwickeln die Strukturen, die ihnen angemessen sind. Eine Diözese muss dazu als Rahmen nur vorhalten, was sie an Personal und Orten gegenwärtig finanzieren und gestalten kann, um die bestehenden Teile oder Reste von Gemeinde- und Volkskirche angemessen zu betreuen. Darin, dazwischen und daneben wird das Neue wachsen, im Schutz des Alten und zugleich mit neuem Herzen und Gesicht. Die Ortskirche wird damit zu einem Netzwerk ganz unterschiedlicher Gemeinden, die im besten Fall durch ein Delegationssystem in die Rätestruktur eingebunden werden. Zugleich werden sie eingeladen, gemeindeübergreifende pastorale und soziale, spirituelle und kulturelle Initiativen zu begründen oder mitzutragen.

Gott – der Herr des Lebens

Lebendige Gemeinden, eine lebendige Kirche, lebendiger Glaube und lebendige Menschen – was könnte einen Gott, der der Herr des Lebens ist, auf angemessenere Weise bezeugen? Wir glauben Ihn als einen, der der Herr des ganzen Universums ist, auf den alles Leben zusteuert und der in Seinem Geist alles bewegt und beflügelt. Seine Macht muss nicht sorgsam in Kirchen gehütet werden, als würde sie dem Licht und der Luft, aber auch der Härte und Widrigkeit der heutigen Gesellschaft nicht standhalten können. Wahrscheinlich müssen wir dazu wieder mehr die männliche Seite des Glaubens kultivieren. Weibliche Intuition und Ganzheitlichkeit mag sie zur vollen Lebendigkeit ergänzen. Eine kraftvoll-lebendige Kirche ist in unserer geistig durstigen Kultur neu gefragt; auf dass kirchliche Gemeinden wieder wachsen.